

der Donau am längsten. Darum blieb diesen verspäteten Nachzüglern des Liberalismus die rauhe Leidenschaft, der große Freskenzug, der römische Stil der ersten Freiheitskämpfer versagt; dieses Bürgertum erzeugte keine republikanischen Helden, aber es hatte dafür eine freudige, unverzagte und gelassene Zuversicht, die sich nicht irre machen ließ, weil sie in aller Nachbarschaft täglich neue Bürgschaften der Hoffnung fand und warten konnte in mitleidig lächelnder Geduld, weil früher oder später sich seine Wünsche doch erfüllen mußten. Darum konnte der Liberalismus des österreichischen Bürgertums so milde und verschmizt, so gemütlich und bescheiden und dabei doch von so überlegener Ironie sein — eine Mischung, für die ich in keinem andern Lande ein Beispiel weiß.

Der eigentliche Herzensdichter dieses graziösen Liberalismus gewesen zu sein — darauf beruht Bauernfelds litteraturgeschichtliche Bedeutung und das Geheimnis seiner großen Erfolge. Aus ihm dichtete er, wie er in ihm lebte. Das hat ihn über ein halbes Jahrhundert zum verzärtelten Liebling aller Österreicher gemacht, und das hat ihm die beste That eingegeben, die er vollbracht: das österreichische Lustspiel.

Hier ist sein eigentliches Verdienst. Seine politische Lyrik, eben weil sie nur den Witz des Tages brachte und zu viel Geschmack besaß, die Dinge tragisch zu nehmen, ist schnell veraltet; ihre lustige Unbefangenheit ist uns nicht gewürzt genug. Aber seine Lustspiele sind Dokumente des Österreich von 1830 bis 1870, in welchen die ganze seelische Fassung dieser Zeit und, sozusagen, eine Biographie ihres Gemüts steckt: eben darum sind sie vollkommene Kunst. Wir können uns ihrer Form wie einer abgetragenen Mode entwöhnen; es kann uns der Wandel des rastlosen Geschmacks zu anderen Stilarten treiben; von anderen Problemen bedrängt, die an anderen Gestalten erscheinen und neue Wünsche erwecken, werden wir für sie andere Ausdrücke suchen. Aber es wird uns nach manchem vermessenen Wagnis am Ende doch auch nichts anderes übrig bleiben, als mit redlichen Sorgen zu versuchen, was Bauernfeld in glücklichen Erfolgen gelang: aufrichtige Kinder der Zeit zu sein, der Zeit, wie sie sich in der Heimat offenbart mit ihrer ganzen Weise redlich und triebkräftig uns zu erfüllen, und endlich ihr Wesen, wenn es recht deutlich in uns erwacht ist, in lebendigen Kunstwerken zu verwirklichen, in einer Form, die sich hierzu am geschmeidigsten fügt.



Die Berliner Kunst-Ausstellung.

Von Hermann Bahr.

Die 62. Berliner akademische Kunst-Ausstellung zeichnet sich dadurch aus, daß sie als ein wahres Schulbeispiel und Muster einer Ausstellung, wie sie nicht sein soll, gelten kann. Sie ist schlecht im ge-

wöhnlichen und im besonderen Sinne; sie ist schlecht für den genießenden Laien, wie für den lerneifrigen Fachmann, wie für die fragende Begierde des Kulturbummblers, der um Dokumente reist.

Schon als simpler Bilderladen ist sie schlecht: kein Händler wagte es, so wenige erträgliche Bilder unter so vielen mißratenen zu verstecken; dann als Ausstellung, selbst wenn man sie bloß geschäftlich, gar nicht künstlerisch nimmt. Bei aller Bescheidenheit und unter Verzicht auf den Beifall der Einsichtigen — dem Interesse der großen Menge sollte sie doch mindestens etwas bieten, die Neugierde des Publikums füttern, Diskussionen anregen und unterhalten. Aber es fehlen die Bilder, welche Bewunderung, Widerspruch und Kampf der Meinungen wachrufen, in der Erinnerung bleiben und alle Gespräche begleiten; die Bilder, „welche man gesehen haben muß,“ die Bilder, welche in alle Schaufenster kommen.

Noch weniger leistet sie als lokale Ausstellung. Das wenigstens, wenn sie schon stolzerem Ehrgeiz entsagt, das wenigstens müsse sie doch zeigen, was die Berliner können, was sie wollen, was in ihren Werkstätten geschieht. Aber sie verstümmelt die Profile selbst der Berliner Gegenwart und verklebt ihren Charakter unter einer kreidigen, fahlen und entfärbten Monotonie. Von den frisch und fröhlich wetteifernden Feinden zwischen der alten und der neuen Weise sind kaum ein paar schüchterne und verzagte Zeichen. Als hätte man sich das Wort gegeben, das Publikum nur ja nichts merken zu lassen von allen Ereignissen, welche die Entwicklung der Berliner Kunst bestimmen, damit es nur um Gottes willen nicht etwa den Respekt vor der akademischen Unfehlbarkeit verliere! So schwächen die Alten das Traditionelle in ihrem Temperament und die Jungen hinwieder schwächen das Revolutionäre so lange scheu und furchtsam ab und so lange versteckt und vergräbt jeder seine eigentliche Weise hinter konventionellen Behelfen, bis sie sich am Ende in einem unerträglichen und charakterlosen Kompromiß begegnen, der nicht Tradition und nicht Revolution, nicht Schönheit noch Wahrheit, weder alt noch jung, sondern überhaupt gar nichts ist, eine laue, magere, ungewürzte Bettelsuppe, gegen die jeder Geschmack mit Ekel revoltiert.

Und nun gar, wenn man sie erst auf ihre gesamtdeutsche Bedeutung untersucht, von einer internationalen für die Kultur der Welt ganz zu geschweigen!

Man muß nur einmal einen Moment die Augen zuthun und sich eine Weile besinnen, um der unverzeihlichen Versäumnis inne zu werden, welche diese leichtfertige Karikatur einer Ausstellung auf dem Gewissen hat.

Es ist eine Zeit, um die uns die Enkel einst beneiden werden, so groß, so reich und so stürmisch in unerschöpflichen Neuerungen. Da bleibt kein Stein auf dem anderen in den alten Gefügen! Die ganze Welt, im Denken und im Thun, wie viel es nur menschliches giebt, wird umgebaut und aus den sinkenden Ruinen steigen stolze Säulen einer kühnen,

üppigen und zuversichtlichen Zukunft. Es ist im Geiste und im Gefühl, im Glauben und im Wirken, im Wollen und Vollbringen, in den Zwecken und in den Mitteln, in allen Äußerungen des Lebens eine unaufhaltsame und unerbittliche Revolution bis in die letzten Gründe aller Dinge, wie sie seit dem saftigen Frühling der frohen Renaissance nicht wieder erlebt ward.

Kein anderes Geschlecht hat je mit leidenschaftlicherer Sorge gesonnen und geschaffen. Eine wahre Raserei der Arbeit, eine grimmige Begierde der That hat alle ergriffen, die keinen Augenblick nachläßt und von Rast und Erholung, von zufriedener Verweilen im Vollbrachten, von bescheidenem Verzicht nichts hören will. Es ist ein Wettstreit und Sturm ohne Gleichen, die alten Reste zu vertilgen und die neuen Rätsel zu überwältigen und alles, alles zu verwandeln, bis in die letzte Tiefe hinab, überall, im Leben, in der Wissenschaft und in den Künsten.

Das Ganze arbeitet für jedes Einzelne und der allgemeine Geist erstreckt seine Triebe in alle Teile; das einzelne wieder schafft fürs ganze und arbeitet in seinem kleinen Bezirke mit an der großen Entwicklung. Es ist eine Wechselwirkung ohne Ende, herüber und hinüber, vom Denken aufs Dichten, vom Malen aufs Singen, vom Glauben aufs Handeln. Und jede einzelne Kunst, jede einzelne Wissenschaft, jede einzelne Äußerung des Lebens ist ein Spiegel des allgemeinen Prozesses.

Die Malerei steht heute an der Spitze der Künste und wandert nach dem Unbekannten voraus. In ihr beginnen die neuen Phasen zuerst, wenn sich bei den Nachbarn noch lange nichts regt. Aus ihr kann kritische Witterung am besten die Gesetze der nächsten Zukunft den anderen verkünden.

Die Malerei ward sich zuerst der drei großen Aufgaben der heutigen Kunst bewußt: die äußere Wirklichkeit, die der Körper außer uns, die innere Wirklichkeit, die der Seelen in uns, und den unwirklichen Rest von Hoffnungen und Träumen auszudrücken. Die Malerei hat den Weg vom trotzigem Straßennaturalismus zum raffinierten Salonnaturalismus schon vor zehn Jahren gemacht, den in der Litteratur nachzuholen wir eben jetzt erst zögernd unternehmen. Die Malerei hat die moderne Landschaft längst, während die Litteratur von der modernen Lyrik kaum erst kümmerliche oder dem öffentlichen Erfolge noch verborgene Ansätze hat. Puvis de Chavanne und Cazin, Böcklin und Stuck, Zorn und Monet haben die Überwindung des Sachennaturalismus lange vollbracht, nach welcher der Roman der Decadence kaum erst scheu und zweifelnd zu tasten wagt. Die Analyse des Koloristischen ist von Besnard zur Meisterschaft entwickelt, während die Analyse des Nervösen, in Maurice Barrès, in Strindberg, in Ola Hansson, noch nicht einmal recht begonnen hat.

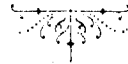
* Darum sind Gemälde-Ausstellungen heute, wofern sie nur ihren Beruf begreifen und sich auf ihre Würde besinnen, nicht mehr eine heimliche Angelegenheit der Maler und der Bilderfreunde, sondern sie wirken weit über diese Gemeinde hinaus auf den Zusammenhang aller Künste. An ihnen können sich

die anderen, welche sich in der Entwicklung verspätet haben, des eigenen noch dunklen Dranges bewußt werden, die Geheimnisse entschleiern, deren sie sich keinen Rat wissen, und manchen bangen Zweifel lösen. Von dieser Aufgabe her haben sie neue und besondere Rechte, aber sie erhalten freilich von ihr auch neue und besondere Pflichten.

In Deutschland gesellt sich dazu noch ein anderes Moment.

Der Deutsche hat das Glück, das er sich seiner Maler nicht zu schämen braucht. Die deutsche Dichtung hinkt einstweilen noch hinter den anderen und zögert vor jeder Neuerung bedenklich, bis ein unvermuteter Erfolg sie hinreißt. Aber die deutsche Malerei wandert mutig neben den ersten, mitten unter den Führern, und wenn sie sich mit den Franzosen an Breite nicht messen kann, sie kann selbst den Größten Ebenbürtige an die Seite stellen.

Und darum ist diese Berliner Wirtschaft zehnfach und hundertfach tadelnswert, welcher das unglaubliche Kunststück gelingt, das beste, was wir an Kultur auf deutschem Boden heute besitzen, vor uns selbst und vor dem besuchenden Fremden zu verheimlichen. Und dann wundert man sich und beklagt sich erbittert über den höhnischen Hochmut des Auslandes und das geringe, zögernde Vertrauen des eigenen Volkes in die eigene Kraft. Durch Predigten und gute Lehren wird das nicht anders werden, so lange den Berufenen der Sinn für ihre Pflicht fehlt und der Staat kein Bedenken trägt, solchen akademisch organisierten Blamagen noch obendrein feierlich seine Sanktion zu erteilen.



Zur vergleichenden Rechtswissenschaft.

Von Dr. Achelis.

(Schluß.)

An Gründlichkeit und Klarheit werden aber die erwähnten Schriften bei weitem überholt durch die zahlreichen Arbeiten eines Rechtsgelehrten, der es sich speziell zur Aufgabe gemacht hat, die Entwicklung des Rechtsbewußtseins in der menschlichen Rasse bei allen Völkern auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung zu verfolgen, H. A. Post. Schon sein erstes Buch: „Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe“ (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1875), ist für das vergleichende Studium der sozialen Erscheinungen geradezu epochemachend gewesen, besonders dadurch, daß es zum erstenmal die Geschlechtsgenossenschaften als die Keimgebilde für alle weiteren Phasen des gesellschaftlichen Lebens nachgewiesen hat. In einer Reihe von Werken, welche stets neben der emsigen Materialsammlung die allgemeinen Prinzipien des völkergeschichtlichen Kampfes ums Dasein beleuchten, sind die Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis zusammengetragen, und man kann sagen, daß zur Zeit